

Vom Volksglauben der Frutigtaler [Schluss]

Autor(en): **Rubi, Chr.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **48 (1958)**

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein grosses Werk zu schaffen ist eine Leistung des wissenschaftlichen Forschers; aber Menschen von der uneigennütigen und unermüdlichen Art Juds und Jabergs braucht es, um eine solche Nachwirkung zu erzielen, wie sie zutage tritt in verschiedenen Werken, vor allem in Atlanten, welche sich in aller Welt auf den AIS und seine Schöpfer berufen. Zu ihnen gehört auch der «Atlas der schweizerischen Volkskunde». Während Jud dem Volkskundeatlas den entscheidenden Anfangsimpuls gab, hat Jaberg ihn bis zu seinem Tode als Präsident des Atlaskuratoriums betreut. Niemand war zum Pfleger im besten Sinn so geeignet wie er. Nie hat er eigenwillig eingegriffen, nie hat er uns Vorschriften gemacht, und doch hatten wir ständig die beruhigende Gewissheit, dass sein geübter und kritischer Blick über unserer Arbeit wachte. So konnten wir ruhig weiterarbeiten. Sein teilnehmendes und einführendes Verständnis erwuchs nicht nur aus eigener Erfahrung mit den wissenschaftlichen Problemen eines auf lange Sicht geplanten Kartenwerkes, sondern es umfasste auch die menschlichen Schwierigkeiten, welche im Lauf der Jahre auftreten können. Wenn wir glücklicherweise im Mitarbeiterkollegium des ASV von persönlichen Misshelligkeiten verschont geblieben sind, so haben wir das zu einem guten Teil unserem getreuen Atlashüter zu verdanken, der immer als Vermittler bereit war, und dessen Briefe im richtigen Augenblick das treffende Wort fanden, je nachdem tröstend und ermutigend oder sachte zurückhaltend und mahnend. Diese Briefe, die gewöhnlich bei Abschluss einer Lieferung eintrafen, werden wir nun nicht mehr erhalten. Und doch hören wir noch die leise und klare Stimme, und unbestechlich und gütig zugleich wird der Blick der hellen Augen uns auch in Zukunft helfend und mahnend leiten.

Richard Weiss

Vom Volksglauben der Frutigtaler

Von *Chr. Rubi*, Bern

(Schluss)

Ja, die «Ziistreger» waren starke Männer. Einmal wurde ein solcher von zwei Räufern überfallen und sie forderten von ihm, wie man so sagt, Blut oder Geld. Er packte sie am Nacken und «plötschte sie mit de Chöpfe z'säme», dass sie liegen blieben. (A. R.) – Im Bettbach drinnen haben im 16. Jahrhundert Venezianer eine Goldmine angelegt. Etwas unterhalb heisst heute noch «es Güeti (ein Gütchen) ds Lüteri». Dort haben sie das Gold geläutert. Die Bergknechte haben dann den Herrn bestohlen. Sie seien mit zwölf schwer beladenen Rossen «uber ds Hahnenmoos» nach Italien geflohen. – «Einischt bin i o mit eim z'Nacht in die Goldmina. Mier hein e Stein usa u sin am Morgen a Linter zrüggsii. Dä Stein hei mer i me Schmelz-

tigel gschmolze, aber es het nüt ggää, mier heis nid chönne scheide.» (Hs. Tr.) – Als ich noch ein Bube war, kam ein Hausierer mit einer verstümmelten Hand zum Haus. Die Mutter fragte ihn, was er mit ihr gemacht habe. Er sagte, zu seiner Kinderzeit hätten sie zu Hause auch Hühner gehabt. Aber es seien ihnen immer die Eier gezogen worden. Einmal, als ein Huhn legen wollte, habe die Mutter gesagt, «är söll d’Hand drunder ha. Du siig das Ei dür d’Hand dür gschloffe. Syderhär heig er jetze e söttigi wüeshti Hand.» (A. R.) – Dem «Jelgi» (Gilgan) Trachsel hätte es als Bube auch einmal schlimm ergehen können. Er wurde von Pflegeeltern erzogen. Einmal befand er sich allein zu Hause. In einem Schranktürchen, das sonst immer verschlossen war, steckte der Schlüssel. Er öffnete und fand ein abgegriffenes Büchlein, in dem er zu lesen begann. Bald schauten allerlei Gesichter zum Fenster herein und im Hause rumorte es, dass er Angst bekam. – Er konnte schon als achtjähriger Knabe das «Unser Vater» hebräisch beten. «Är heig zuetani Geischter ghaben u albe mit ne g’reedt. Är ischt es bitzi en Ufluppiga gsii. Wes ischt cho blitze u donnere, su ischt er sofort uf d’Chnöi u het bättet.» (Hs. Tr.)

Früher waren die Spisser ein übermütiges, rauhes Völklein. Man hat einander «albe grüsli prüglet». Einmal haben sich ihrer zwanzig bei «Anti Jelgis Hüsli» so furchtbar «erschlage», dass noch nach drei Tagen die Umgebung ausgesehen, «wie wes Bluet grägnert hätt». Dann kam aus dem Simmental herüber ein frommer Mann namens Klossner. Der hat dann die Leute bekehrt. Er war von Gott erleuchtet und sagte, «är chönnti us der Sunne Gold zieh, soviel as er wetti. Aber är chönnts nid verwalte.» (A. R.)

Ich habe vorhin vom Jelgi Trachsel berichtet. Auch mir hätte es einmal schief ergehen können, als ich spät am Abend allein in der Weidhütte war und etwas kochte. Auf mal hörte ich draussen «prichte». Ich rief: «Chömit numme i d’Chuchi!» Das hätte ich nicht tun sollen. Es begann zu stürmen, «ds Dach isch abgrumt worde, Steina sii embrab choe, ds Veh het prüelet.» So ging es ein paar Male. «Für mi han i nid sövel Chummer gha, aber für ds Veh. Es Rinderli ischt richtig tue i ds Ungreis choe.» (Hs. Tr.)

Wenn man sich und Haus und Heim des Abends gottbhütet, so kann ja nichts Ungutes geschehen. Vor Jahren geschäfteten in einer Alphütte auf Riedbündi zwei junge Burschen, bei denen die Flüche billig zu haben waren und die auch das Vieh ohne Liebe besorgten. Nach einiger Zeit kam einer zu mir und klagte, sie hätten des Nachts keine Ruhe, eine schwarze Katze dränge sich in alle Gelässer, sitze auf den Milchgeschirren und lasse sich einfach nicht vertreiben. Ob ich nicht Nachschau halten wolle. Ich ging hin, aber besegnete mich vor dem Eintritt in die Hütte. Kaum war ich im Feuerhaus, rief einer der Burschen: «Dort geht sie davon!» Richtig, sie eilte zum Grat empor und wie sie den Kopf zurückwandte, hatte sie mitten auf der Stirne ein grosses glühendes Auge. Das war der Geist eines schon

längst verstorbenen Sennen, der seine Tiere wüst behandelt und keinen Glauben hatte. Als ich wegging, sagte ich zu den beiden, sie sollen «öppe es rächts Läbe führe», am Abend sich und die Hütte besegen, dann werde ihnen nichts mehr geschehen. Sie taten es von da an und bekamen Ruhe. (A. R.)

So ist es. Aber nicht alle Abgeschiedenen, die wiederkommen, sind böseartig. Da ist es mir «esmal artig ggange». Es war an einem lauen Sommerabend und rückte wohl gegen elf Uhr. Statt zu Bette zu gehen setzte ich mich hinter dem Haus noch für eine Weile auf eine Ladenbeige. Ob ich dort schliesslich einschlief, weiss ich heute nicht mehr. Aber aufs mal sah ich eine Menge «schwarz Lüt» den Weg herunterkommen. Es war das Nachvolk. Einer bedeutete mir, ich solle mitkommen. Ich folgte dem schweigenden Zug, der den Weg bis an die Talstrasse hinunterstieg. Dort am Stalden befand ich mich, ohne dass ich wusste wie, in der Stube, wo die Familie am Tische sass. Sie sprachen miteinander, «aber i ha ja nüt verstande». Schliesslich ging ich wieder heimwärts und legte mich zu Bette. Es ist mir nicht im geringsten etwas geschehen und ich hatte auch keine Furcht. Aber seither habe ich mich oft gefragt, was wohl geschehen wäre, wenn ich den Mannen nicht Folge geleistet hätte. (Hs. Tr.)

Aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

(149. Heft)

Von *Wilhelm Altwegg*, Basel

Das neue Heft bringt zuerst den Abschluss für das so wichtige Wort *Tag*. Bei *Donstig* und *Zistig* zeigt sich nochmals, wie früher jeder Wochentag irgendwie seine besondere Geltung hatte. Ausgezeichnet durch Bedeutung und Brauch sind heute noch der *Grüen-* (*hoch, groß*) *Donstig* der Passions- und der *feiß* oder *schmutzig* *Donstig* der Fastnachtszeit, und *Donstig* dient, verhüllend statt *Donner*, als Fluch- und Kraftwort des Ärgers oder des Staunens wie als scheltendes oder bewunderndes Eigenschaftswort für Personen und Sachen. Der *Zistig* hat, mit verschiedenen Namen, gleichfalls seine Sonderbedeutung zu bestimmten Zeiten, und am *Chramzistig*, dem letzten Dienstag vor der Hochzeit, kaufte einst da und dort das junge Paar die kleinen Geschenke für die Verwandten, die Nachbar- und die Patenkinder ein. Auf die Beispiele aus der langen Reihe der Zusammensetzungen mit Heiligennamen und den weitem mit dem einfachen *Tag*, die beide mit einer ganzen Welt des Glaubens und des Brauches verknüpft sind, müssen wir des Raumes wegen verzichten. Auch bei den Ableitungen muss genügen, dass *tage* einerseits *Tag* werden, und zwar im eigentlichen Sinne wie im übertragenen des Besser- und Klarerwerdens, anderseits einen *Tag*,